

on dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. — Preis des
ganzen Jahrgangs von 52 Nummern
8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene
Petitzelle 1 Rgr. — Abonnement neh-
men alle Postämter, Kunst- und Buch-
handlungen an. Dem Verleger direct
bezogen kostet der Jahrg. nur 6 Thlr.

Abend-



Zeitung.

Sechsendreißiger Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 10.

Donnerstag, am 4. März.

1852.

Die beiden Pförtner.

(Fortsetzung.)

3.

Am andern Tag nach der Beisetzung des verstorbenen Herrn v. Pförtner trat der Regierungsrath Lindau in Begleitung der Hofrathin Strahl und ihrem Sohne in Reisekleidung in die Zimmer des Hauptmanns v. Pförtner, eben als dieser mit seiner Familie beim Frühstück saß.

Das sonst so ernste Auge des Regierungsraths gewann einen heiteren Ausdruck, als er die plötzliche Bestürzung des Hauptmanns und seiner Gattin sah, die wahrscheinlich seine mit der Hofrathin unvermuthete Abreise in ihnen hervorrief. Er trat denselben näher, und hob in verbindlichem Tone an: „ich komme, um Ihnen, Herr Hauptmann und Ihrer Frau Gemahlin mein Lebewohl zu sagen.“

„Hör' ich recht, Herr Regierungsrath, Sie wollen uns schon wieder verlassen?“

„Meine Zeit bedingt meinen Willen,“ entgegnete dieser; „es wird mir jedoch bald möglich werden, Sie binnen kurzer Zeit in der Hauptstadt

bei Eröffnung des Testaments Ihres seligen Vaters wieder zu begrüßen, der ich im Namen Ihres Herrn Oheim's als Generalbevollmächtigter beizohnen werde.“

„Ihre Anwesenheit, Herr Regierungsrath, bei diesem ernsten Act in Rücksicht auf die hinterlassene Anordnung meines seligen Vaters wird mir, da Sie ein Freund des Verstorbenen waren, gewiß nur willkommen sein, wenn ich mich auch der Hoffnung hingab, meinem Oheim bei einer persönlichen Zusammenkunft meine Hochachtung aussprechen zu können. Doch auch Du, theure Schwester,“ hiermit wandte er sich an dieselbe, „willst, wie ich sehe, mit Deinem Sohne das Haus Deines Vaters schon verlassen?“

Ueber das Gesicht der Hofrathin Strahl zog ein schmerzlicher Zug, schon öffnete sie die feinen schmalen Lippen, um dem Hauptmann eine Antwort zu geben, als der Regierungsrath mit einem bedeutenden Tone anhub: „warum wollen Sie, Herr Hauptmann, Ihre Frau Schwester solle sich der Indelicatesse gegen mich schuldig machen? glauben Sie, daß man einem alten Knaben wie mir, keine Rücksichten erweisen dürfte?“

Von diesem scharfen Tone verlegt, hätte der Hauptmann jedem Andern mit gleicher Waffe begegnet, denn von der innern Erregung zeigte die flammende Röthe, die sein Gesicht überflog; doch schnell überlegend, wie der Regierungsrath bei dem Dheim ihm schaden und nützen könne, erwiederte er freundlich, indem er der Schwester die Hand reichte: „entschuldigen Sie, der Wunsch, die so lang entbehrte Schwester noch länger als einen lieben Besuch in diesen Räumen zu sehen, ließ mich vergessen, daß in Ihrem Schutze meine Schwester diese Hallen betrat, und daß es folglich die größte Insolenz —

„Von Ihrer Seite war, mich meiner freundlichen Gefährtin nebst ihrem Sohn auf der Rückreise berauben zu wollen,“ fiel lachend der Regierungsrath ihm in das Wort und setzte dann heiter hinzu: „na, lassen Sie das nun auf sich beruhen. Ich kenne die Liebe, die Sie an das Herz der Hofrätthin Strahl fesselt, zu genau, um noch ein Wörtchen über diesen Gegenstand verlieren zu dürfen!“ nach einer kleinen Pause fuhr er weiter fort: „sie sprachen, mein lieber Hauptmann, vorhin die Hoffnung aus, Ihren beiderseitigen Dheim, Herrn Georg v. Pförtner bei Eröffnung des Testaments zu sehen, und ihn kennen zu lernen, doch dieser Wunsch möchte, wenn nicht besondere Umstände eintreten, die ich um Ihretwillen wünschen könnte, sich schwerlich wohl erfüllen.“

Das Gesicht des Hauptmanns verzog sich bei diesen Worten zu einer freundlich grinsenden Larve, dann fragte er schnell: „äußerten Sie, Herr Regierungsrath, nicht, daß mein Dheim Holland verlassen wolle, und sich wieder in Preußen niederlassen werde? oder, es müßte der Fall eingetreten sein, daß ich demselben von irgend einem schlecht denkenden Subject wäre verleumdet worden, und er wollte sich nicht erst die Mühe nehmen, die Bekanntschaft eines solchen Individuums zu machen?“

„In einer Vermuthung haben Sie nicht geirrt“ antwortete sardonisch lächelnd der Regierungsrath.

„So will der Dheim mich also nicht kennen lernen? hat man ihm wirklich ein nicht vortheilhaftes Bild von mir entworfen? sagen Sie, Freund meines Vaters, lebt er schon im preussischem Gebiet?“

Der Regierungsrath sah den Hauptmann mit einem mitleidigen Blick an, dann weilte sein Auge eine Secunde auf dem ruhigen Antlitz der Hofrätthin, und im theilnehmenden Tone hob er an: „warum sollte ich dem Motiv meine Billigung versagen, welche in Ihnen den Wunsch nährt, Ihren Dheim kennen zu lernen? ein Jeder ist sich Selbst der Nächste. Sie sind Familienvater, und den Gedanken, durch das Vermögen Ihres Dheims bei seinem einstigen Ableben Ihren Kindern eine schöne Zukunft bereiten zu können, finde ich nur gerecht. Daß es mir daher um so herzlicher Leid thut, nichts dabei beitragen zu können, die Bekanntschaft zwischen Ihnen und dem Dheim einleiten zu können, werden Sie wohl begreifen. Er hat, wie alle alten Leute, wunderliche Maximen und schroffe Ansichten. Wir müssen ihm diese zu gute halten, da minder Begüterte eben ihre Ansichten gegen ihn erkennen lassen.“

„Ich pflichte Ihnen vollkommen bei; denn jedes Glied auf diesem Erdball hat Principien, nach denen es handelt. Warum sollte also mein Dheim nicht auch die seinen haben?“ entgegnete der Hauptmann in ungewissem Tone.

„Na, schön, lieber Hauptmann, daß Sie meiner Ansicht beistimmen. Sie werden es daher natürlich finden, daß bei meinem Freunde der Glaube Wurzel gefaßt hat, die Familie seines Bruders wolle sich ihm bloß als einem muthmaßlichen Erblasser nähern, und darum ist es sein fester Vorsatz, Ihnen unbekannt zu bleiben.“

Nach diesen Worten ruhten seine Augen forschend auf der Hofrätthin und dem Hauptmann. Die Hofrätthin Strahl wandte sich zu dem Regierungsrath und sagte gefühlvoll: „ich kann dabei leider nur bedauern, daß es dem Dheim bis dahin entgangen ist, daß er nur um seiner selbst geliebt wurde. Mein Sohn ist bald in den Stand gesetzt, die Universität beziehen zu können. Die Mittel, seine Subsistenz dort zu sichern, liegen in Papieren bereit. Ich bedarf also in finanzieller Hinsicht nicht seiner Hilfe. Aber, ich stehe mit meinem Sohn allein in der weiten Welt, kein Herz schlägt in Liebe uns entgegen, nimmt Theil an unsrer Freude, an unserm Schmerz. Als Sie, Herr Regierungsrath, mir sagten, daß das einzige Wesen,

an das Band der Blutesverwandtschaft auf dieser Welt nächst meinem Sohn mich knüpft, in das Vaterland zurückgekehrt sei, erwachte in meinem Herzen die Hoffnung, daß in seiner Brust die Gefühle eines liebenden väterlichen Freundes mir entgegen schlagen würden. Diese Ahnung haben Sie, mein Herr, mit einer Andeutung vernichtet. Doch will ich darum in meiner Brust die Hoffnung nicht aufgeben, daß sein Herz nicht einst in Liebe mir noch entgegen kommen sollte. Ueberlassen wir es der Zeit, ihr sei es vorbehalten die Wünsche meines Herzens zu erfüllen."

Der Regierungsrath hatte nicht ohne Theilnahme die Worte der Hofrathin gehört. Als diese geendet, hob er an, indem er sie in seine Arme schloß, und einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirne drückte: „im Namen meines Freundes meinen Dank, für diesen Blick in den reinen Spiegel Ihres Herzens. Seien Sie versichert, daß, wenn sein Vorurtheil besiegt werden könnte, Sie viel dazu würden beigetragen haben."

Der Hauptmann v. Pförtner begann hierauf, als er sah, welche Wendung die Unterhaltung nahm, indem er die Hofrathin leicht auf die Achsel klopfte: „ich sehe, meine liebe Schwester, daß uns nur ein Princip belebt! fern von jedem materiellen Interesse war es auch für mich ein seliges Gefühl, ihm zu beweisen, daß er von mir vereint mit einer Gattin und Kindern in diesem Hause als ein lieber Vater angesehen wird. Sagen Sie, Herr Regierungsrath, ihm das Alles, theilen Sie unsere Wünsche ihm mit; suchen Sie denselben dafür zugänglich zu machen, und bei dem Allmächtigen, Sie würden sich für keinen Undankbaren bemüht haben!"

„Nicht wahr, lieber Pförtner, ein kleines Legat würden Sie mir für diese Gefälligkeit in seinem Testament schon gönnen?" fragte rasch der Regierungsrath. „Doch," setzte er milder hinzu: „ich weiß, welches Motiv Sie beiderseits leitet, und darum hoffe ich bei unserm nächsten Wiedersehen Ihnen sagen zu können, wie ich auf indirecte Weise Ihnen bereits nützlich gewesen bin. Aber schon zu lange" unterbrach er sich selbst, „habe ich in eine Unterhaltung mich verflochten, die unsre Zeit, Frau Hofrathin, sehr verkürzt. Der Tag ist kurz, und der Abend naht, noch ehe die Reisenden es wün-

schen. Darum, liebes Frauchen, nun ein schnelles Adieu den Verwandten und dann lassen Sie uns schnell dem gastlichen Hause enteilen."

In wenig Secunden war dieser leeren Form zwischen den so lang getrennten Geschwistern genügt, und der Wagen rollte im Fluge die Schloßallee dahin.

Als der Hauptmann mit seiner Gattin in das Gemach zurückkehrte, sagte er mit einer heiteren Stimme zu seinem Sohne Moriz, einem jungen Mann von dreiundzwanzig Jahren, der als zukünftiger Erbe der Majoratsgüter praktisch und theoretisch die Landwirthschaft erlernt hatte: „nun, mein lieber Moriz, entspricht die Hoffnung, einst beinahe einer der reichsten Gutsbesitzer dieser Gegend sein zu können, Deinem Wunsch?"

„Wir wollen nur wünschen, lieber Vater, daß diese Aussicht mehr als ein bloßes Nebelbild für uns wäre," entgegnete betonend der junge Mann.

„Wie meinst Du das, Moriz?" fragte schnell der Hauptmann.

„Ich kann Dir, Vater nicht klar genug sagen, wie sehr ich fürchte, daß der Regierungsrath ein doppelseitiges Spiel spielt. Ich traue seinen schönen, glatten Worten nicht, denn, wenn er Dich mit seinen scharfen Augen ansah, wurde sein Blick so hinterlistig und tückisch, daß mir bei seinem Anblick unwillkürlich das echte Bild eines Schülers Loyola's, deren Wahlspruch ist: „nicht die Mittel, sondern den Zweck fasse in's Auge, ist dieser gut, so heiligt er jedes Mittel, vor Augen schwebte."

„Nein, das ist zum toll werden, Moriz," hob der Hauptmann laut lachend an, „daß Du graue Wolken am Himmelsdome erkennen willst, wo ich mit meinen, Gott sei Dank, noch sehr gut sehenden Augen nur die Bläue des reinsten Aethers erkennen kann. Hast Du vielleicht, holde Meta, auch irgend ein für mich ungünstiges Zeichen an dem Regierungsrath bemerkt?" mit dieser Anrede wandte er sich an seine Tochter, ein liebliches Mädchen, die mit heiterem Blick an ihrem Nähtisch saß, und irgend einer interessanten Lektüre ihre Aufmerksamkeit zu widmen schien.

„Nein, lieber Vater, da irrest Du sehr. Ich habe in dem Herrn einen sehr freundlichen alten Mann erkannt, der nach meiner Ansicht die Ueber-

zeugung in sich birgt, mit seinem scharfen Auge alles Verborgene ergründen, und die Welt nach seinen Ansichten leiten zu können."

Diese Beistimmung beruhigte den Hauptmann.

In dieser Secunde trat die Schwester der Hauptmännin, welche in dem Hause des Schwagers die Wirthschaft führte, in das Zimmer, und sagte mit ihrer helltönenden Stimme: „Schwager, eine Neuigkeit kann ich Ihnen mittheilen, die Sie sehr interessiren wird."

„Und welche neue Nachricht hätten Sie mitzutheilen, Frau Schwägerin?"

„Es wird Sie gewiß nicht wenig überraschen, wenn ich Ihnen sage, daß der so langersehnte Oheim auf dem Gute Meiriz bei dem Regierungsrath schon seit einem Jahre wohnt."

„Und von wem haben Sie diese Nachricht?" fragte jene.

„So hören Sie. Der Oheim wohnt also auf dem Gute des Regierungsrathes Lindau, und soll in seinem Herzen den Wunsch ernstlich hegen, die Kinder seines Bruders kennen zu lernen, um bei ihnen den Abend seines Lebens zu verleben."

„Ist der Regierungsrath diesem Wunsch entgegen?" fragte scharf der Hauptmann, „aber sagen, Sie mir vor Allem, woher haben Sie diese Nachricht empfangen?"

„Von einem ganz gewöhnlichen Menschen, der aber die sicherste Quelle meiner überbrachten Nachrichten ist," entgegnete sarkastisch die Schwägerin.

„So nennen Sie doch dieses glaubwürdige Subject," erwiderte schon ungeduldig der Hauptmann, und fügte bitter hinzu: „daß doch die Frauen immer bei ihren Erzählungen so furchtbar in die Breite gerathen."

„Nun, nun, nur nicht so ungeduldig, Herr Schwager. Rom wurde auch nicht an einem Tage erbaut! So hören Sie also: ich habe dies Alles aus dem Bedienten und innigem Vertrauten des Herrn Regierungsrathes, dem alten Meyer, herausbugsiert."

„Ich vernahm, daß mit nächstem eine Einladung nach Meiriz an uns erfolgen wird, um Bekanntschaft mit dem Onkel zu machen."

„Und er mit uns! Schwägerin, für diese Nachricht bin ich Ihnen tausend Dank schuldig, und werde meinen thätigen Dank bei meiner Rückkunft aus der Hauptstadt Ihnen zu beweisen suchen."

4.

Mit heiterem Sinne, den der Hauptmann v. Pförtner jedoch in dem Gefühle eines Mannes von Welt zu verbergen wußte, betrat er den Saal des Gerichtshofes, wo das ihm schon bekannte Testament seines verstorbenen Vaters sollte publicirt werden.

Er fand seine Schwester und den Regierungsrath Lindau bereits anwesend in dem Gerichtssaal und beeilte sich, beiden Anwesenden seine Freude, sie wiederzusehen, auszusprechen. Der Regierungsrath theilte ihm dabei mit, wie er trotz aller angewandten Mühe den Oheim nicht habe dazu bestimmen können, diesem gerichtlichen Act beizuwohnen; „um Ihnen jedoch, mein lieber Pförtner" fuhr er mit gewinnender Weise fort, „meine Bereitwilligkeit zu erkennen zu geben —"

In dieser Secunde trat der Director des Gerichtshofes ein, und die Unterhaltung war somit abgebrochen.

Nach üblichem Herkommen des gerichtlichen Verfahrens wurden von allen Anwesenden die Siegel des Testaments als unverfehrt anerkannt. Ein innerer Schauer wehte wie ein Geisterhauch den Hauptmann v. Pförtner an, als er das umfangreiche Volumen von Acten sah, welches dem Testament beigefügt war.

„Was können diese enthalten?" fragte er sich selbst; denn schon nahm auf einen Wink des Gerichtsdirectors ein Assessor dieselben zur Hand, um den Inhalt den Anwesenden durch Vorlesen mitzutheilen. Doch, ehe dieser Act zur Ausführung kommen konnte, überreichte der Regierungsrath Lindau ein Schreiben seines Freundes, Herrn Georg v. Pförtner's, worin dieser ihn als seinen Generalbevollmächtigten autorisirte, seine Stelle bei Eröffnung des Testaments des verstorbenen Bruders einzunehmen. Das Schreiben war in gehöriger Form ausgestellt, und der Gerichtshof erkannte die Gültigkeit desselben an.

„Was ist das nun wieder?" dachte der Hauptmann mit düsterer Ahnung, „welche Rechte wünscht der Oheim gesichert zu sehen?" er blickte den Regierungsrath forschend an, ob dieser Kenntniß von dem dem Oheim zufallenden Rechte habe!

Doch dieser sah ruhig die Hofrätin Strahl an, und beantwortete mit der gleichgültigsten Miene eine von ihr an ihn gerichtete Frage. Doch welcher ein maßloser Schreck bemächtigte sich des Hauptmanns, als der Inhalt der Acten das ganze Gebäude seiner Hoffnung für eine glückliche Zukunft mit einem Mal vernichtete. Der verstorbene Herr v. Pförtner hatte bei dem Landesfürsten um eine Auflösung der Majorats Herrschaft nachgesucht, um sie als freie Erbgüter seinen Nachkommen übergeben zu können. Der König hatte dieses Gesuch, welches aus den reinsten Beweggründen des Dahingegangenen ausgegangen war, bewilligt; und für ewige Zeiten war nach dem königlichen Erlaß diese Herrschaft als freies Erblehn den Erben übergeben.

Eine kleine stille Pause trat nach dieser Mittheilung ein. Ruhig und ernst sah der Regierungsrath den Hauptmann an, und die Leichenblässe auf seinem Gesicht zeigte ihm, welche Empfindungen seine Brust bestürmten. Nur mit der größten Kraftanstrengung konnte der Hauptmann seine äußere Ruhe behalten, als das Testament die Kunde ferner ihm brachte, daß die Hälfte des nachgelassenen Vermögens des Vaters dem Dheim als Erbe zufiel, und der andere Theil mit seiner Schwester der Hofrätin Strahl in Theilung übergehen sollte. Bei der Abfassung des Testaments war allen Formen so genügt worden, daß auch nicht der leiseste Anhalt gegeben worden war, um das Testament auf gerichtlichem Wege umstoßen zu können. Dies wurde dem Hauptmann auch im Augenblicke klar. Diesen Pfad zu betreten lag übrigens auch nicht in der Absicht des Hauptmanns. Denn, mußte ihm nicht Alles daran gelegen sein, bei dem Dheim auch für die Zukunft im vortheilhaftesten Licht zu erscheinen? der Gedanke: wie lange kann er eigentlich noch leben? dann fällt es ja doch von Rechts wegen uns wieder zu! durchkreuzten schnell seinen aufkeimenden Mismuth, und in diesem Sinn reichte er dem Regierungsrath Lindau beim Hinausgehen aus dem Gerichtszimmer die Hand, und hob mit festem Tone an: „versichern Sie, Herr Regierungsrath, dem Dheim, daß ich mit noch heiligern Gefühlen an der kühlen Grabesstätte meines Vaters nun weilen werde, seitdem die Beruhigung mir geworden, daß er den hochherzigen Sinn, der stets in allem seinen Thun sich zeigte, auch in seinem letzten

Willen uns, den um ihn Trauernden, hat erkennen lassen. Er gab den Theil des Erbes, den er von seinem Vater als bevorzugter Erbe erhalten hatte, in die Hände des rechtmäßigen Erben zurück und wir rufen dem Verbliebenen, der diese letzte heilige Pflicht zu erfüllen nicht vergaß, unsern heißesten Dank nach.“

Der Regierungsrath erwiderte den Händedruck des Hauptmanns, der diese Worte begleitete, und entgegnete in mildem Tone: „ich danke Ihnen für diese eben ausgesprochene Ansicht und wage im Namen meines Freundes Ihnen meine Freude zu bezeigen über die Uneigennützigkeit, mit der Sie jenem das ihm allerdings Zukommende abtreten. Welche Worte haben Sie aber, mein liebes Frauchen, für den Dheim mir zu sagen?“ fragte der Regierungsrath und blieb auf offener Straße stehen, um in ihre Augen sehen zu können.

„Ich? kann Sie blos bitten, den Dheim von mir zu glücken. Nach dem Bilde, das ich von ihm mir entworfen habe, wird dieses Erbtheil ihn nur darum beglücken, weil ihm dasselbe die Gewißheit bringt, daß der Vater nicht unausgesöhnt mit ihm aus diesem Leben habe scheiden wollen.“

Der Regierungsrath erwiderte hierauf kein Wort, sondern bat die Geschwister, ihn in sein Hotel zu begleiten. Willig kamen sie diesem Wunsch nach. In seinen Gemächern angelangt, ersuchte er sie, die Ihrigen zu benachrichtigen, daß auch sie zu einem einfachen Mittagmahl in dem Hotel von ihm freundlichst eingeladen seien; „lassen Sie uns,“ setzte er freundlich hinzu: „der Welt das seltene Beispiel geben, daß die Eröffnung des Testaments keineswegs Ihre Hoffnungen zerstört hat. Sie wissen,“ fuhr er launig fort: „daß ich dem wunderlichen Kauz, dem alten Georg, das Versprechen geben mußte, auf keine Weise zwischen beiden Theilen eine Bekanntschaft anknüpfen zu wollen. Ich konnte um so eher das Gelöbniß ihm damals geben, weil ich mir ein anderes Bild von Ihnen mir entworfen hatte. Sie sehen mich aber bereit, mein Versehen so viel als möglich wieder gut zu machen.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Hauptmann rasch.

„Soll ich wirklich den Dheim kennen lernen?“ entgegnete fragend die Hofrätin.

„Ich habe Alles mir schon ausgedacht, und will hoffen, daß Sie beiderseits Ihre Theilnahme mir nicht versagen werden.“

„O, bitte theilen Sie uns diese mit?“ fragte die Hofrätthin gespannt.

„Sie sollen nämlich die Güte haben, mich mit Ihren Familien auf meinem Gute auf einige Wochen besuchen. Natürlich, dies müssen Sie nun schon hinnehmen, erscheinen Sie mir als liebe, wenn auch als unvorhergesehene Gäste. Damit ich aber mein gegebenes Wort recht lösen kann, so werde ich noch einige Herren zu dieser Zeit einladen, die ich mit bitte eine kleine Zeit in einem Briefchen vorher zu bestimmen. Ihnen bleibt es nun überlassen, aus diesen den Onkel heraus zu finden.“

„Sie geben uns da ein schweres Räthsel, dessen Lösung nicht eben leicht ist. Wollen Sie uns ein leises Kennzeichen seiner Persönlichkeit dafür geben?“ fragte in gewinnender Weise der Hauptmann.

„Das kann ich nicht. Kommen Sie Alle zu mir, und dort folgen Sie dem Drange ihrer Gefühle,“ erwiderte ernst, aber ruhig der Regierungsrath.

„Sie haben Recht, mein väterlicher Freund, nur das Herz mög' uns an das Herz des Bruders unsers Vaters führen!“ antwortete mit Gefühl die Hofrätthin Strahl.

In der frohen Hoffnung, den reichen Onkel zu seinen Gunsten gewinnen zu können, war der Hauptmann bemüht, in seiner besten Laune mit dem Regierungsrath eine wohl lebhaftere Unterhaltung herbei zu führen, an der dann bald der ganze kleine Kreis Antheil nahm. Dem Regierungsrath war diese Stimmung erwünscht, denn nur so konnte er Gelegenheit finden, für seinen Plan thätig zu sein, wozu vor allem die genaue Kenntniß der jungen Leute nöthig war. Er wandte sich daher an die heitre Meta, die mit nachdenkender Miene so eben ihre feinen schön geformten Hände und die wohlgepflegten weißen Nägel ihrer niedlichen Finger betrachtete, und hob in fragendem Tone an: „meine liebe Meta, Sie werden mir alten Garçon doch auch die Freude machen, mein Weirich mit Ihrer Gegenwart zu beehren?“

„Ei das versteht sich, Herr Regierungsrath,“ entgegnete Meta mit blinkenden Augen; „bin ich nicht auch ein Glied der Pörtnerschen Familie, was

durch Sie aufgefordert wurde, mit dem geheimnißvollen Onkel auf so eigenthümliche Weise Bekanntschaft zu machen? Sie sollen sich wundern, welchem Studium Meta sich ergeben wird, um Ihnen zu beweisen, daß es für mich kein unlösbares Räthsel in Weirich geben wird; und daß ich recht bald mit gehöriger Grandezza vor dem gestrengen Herrn treten und bittend sagen werde: o bitte entfernen Sie Ihre Maske, vor Ihrer unterthänigen Nichte ist bereits der Schleier gesunken.“

„Hegen Sie wirklich, mein liebes Mädchen, die Hoffnung, den Oheim bald erkennen zu können?“ fragte mit heittrer Laune der Regierungsrath.

„Diese Ueberzeugung steht fest in meiner Seele,“ entgegnete schalkhaft Meta.

„Und wollen Sie, liebes Kind, mich alten Mann nicht darüber belehren, welche Wege Sie einzuschlagen gedenken, um zu Ihrem Ziele zu gelangen?“ dabei trat der Regierungsrath Meta näher, erfaßte eine ihrer kleinen Hände, und sah ihr prüfend in das freundliche braune Auge.

Meta machte ihm eine leichte Verbeugung und fragte lebhaft: „glauben Sie, Herr Regierungsrath, daß ich so unerfahren in Operationsplänen sei, um einem so gewandten Gegner die Schwächen meiner Tactik erkennen zu lassen? Ich bin überzeugt, daß jeder Sieg, den wir im Leben gewinnen, nur dem Zufall und einem wohl benutzten Augenblick der Schwäche unsers Gegners, und nicht der eigenen Einsicht zuzuschreiben ist.“

„Für dieses Geständniß, mein Mädchen, sage ich Ihnen meinen Dank,“ rief lachend der Regierungsrath, „und werde, da ich von Ihrem scharfen Geist nun einen Beweis habe, meinen Freund in doppeltes Incognito einhüllen. Doch bedaure ich wirklich, daß ich Sie, die Enkel meines verstorbenen Freundes“ (hiermit wandte er sich an die jungen Männer) „nicht in einen für Sie passenden Kreis einführen kann. Ich will jedoch hoffen, daß auch Ihnen, wenn Sie Freunde der Jagd und Fischezerei sind, die Zeit Ihrer Anwesenheit in Weirich nicht ganz unangenehm vorübergehen wird, wenn die Hauptsache nicht vor Allem Ihre Aufmerksamkeit fesseln und in Anspruch nehmen wird.“

Der junge Pförtner, der kein Feind eines guten Weines war, und Freund Bacchus gern eine Libation weihte, hob mit Humor an: „Sie haben,

Herr Regierungsrath, Ihr Domicil als ein wahres Paradies dargestellt; aber zwei Gegenstände haben Sie in diesen Zauberkreis vergessen aufzunehmen; denn ohne diesen anziehenden Magnet wird uns Männern auch die schönste Gegend zum wüsten Eiland!"

Der Hauptmann und seine Gattin hatten umsonst den Wortschwall ihres Sohnes zu unterbrechen gesucht, und als er geendet, nahm Ersterer das Wort und sagte zu demselben: „ich finde es sehr sonderbar, lieber Moritz, daß Du dem Herrn Regierungsrath auf einen für Dein Vergnügen berechneten Gegenstand aufmerksam machst. Ich glaube, man findet überall sich angesprochen, wo man weiß, daß willkommene Gäste wir dem Hausherrn sind?"

„Warum sollte, lieber Pförtner,“ nahm der Regierungsrath das Wort, „die jetzige Generation nicht andere Ansichten haben, als wir in unserer Jugend? Es wechselt ja Alles im Lauf der Erde, warum also nicht die Meinung der Erdgeborenen? Darum sagen Sie mir ohne Bedenken, junger Freund, was meiner Haushaltung wohl fehlen könnte?"

Der Angeredete hatte die Gegenrede seines Vaters, des Hauptmanns, mit einem wohlgefälligen Lächeln begleitet, und indem er seinen gut gepflegten Schnurrbart durch seine Finger zog, erhob er sich von seinem Platz, trat dem Regierungsrath nahe und sagte mit Humor: „Sie haben in der Beschreibung hübsche Mädchen und ein gutes Glas Wein vergessen. Beides sind Dinge, die aus dem Auslande wir nicht zu beziehen brauchen, und so hoffe ich, gewiß ein herrliches Röschen in Ihren Fluren erblühen zu sehen, und eben so durch Ihre Güte den edlen Nebensaft unter dem Schuß Ihrer Hausgötter genießen zu können.“

„Das Letztere auf jeden Fall, mein Lieber,“ entgegnete heiter der Regierungsrath, und setzte in dieser Weise achselzuckend hinzu: „für das Erstere kann ich keine Garantie leisten;“ dann aber gewann seine Stimme einen ernstern Ausdruck, und er fragte mit Accent: „und wird der Gedanke Ihre Brust nicht beleben, daß eine Mauer Sie mit dem Großoheim umschließt?"

„Herr Regierungsrath, erlauben Sie mir als ehrlicher junger Mann Ihnen unumwunden sagen zu dürfen, daß diese Bekanntschaft kein besonderes Interesse für mich hat.“

„Sie sind sehr offenherzig, mein lieber Pförtner und darf ich fragen, warum der reiche Dheim in Ihren Augen keinen Werth zu haben scheint?“ fragte gespannt der Regierungsrath.

„Warum? das kann ich Ihnen sehr leicht auseinandersetzen. Ich muß ganz offen bekennen, daß ich es für eine kleine Theaterscene halte, daß meine Eltern, die Tante Strahl und ihre Kinder nach Meiritz fahren, um einem Manne vorgestellt zu werden, der es nicht der Mühe werth hält, zu seinen nächsten Verwandten zu sagen: Kinder, ich bin der Bruder eures verstorbenen Großvaters, nehmt mich in Eurem Kreis mit Liebe auf! ich werde daher gern der Schwester Meta das Feld überlassen, und von Herzem mich freuen, wenn es Ihr gelingen sollte, den Herrn Großonkel seinem Incognito zu entreißen.“

„Junger Mann,“ entgegnete mit Gefühl der Regierungsrath, „Sie haben zwar nur in wenigen Worten in unverhülltem Gewande mir Ihre Ansichten mitgetheilt, aber auch diese waren hinreichend, Ihnen meine persönliche Achtung zu sichern. Doch Sie, mein lieber Felix,“ (dabei richtete er das Wort an den jungen Strahl) „hoffen Sie einige frohe Stunden in den Räumen meines Hauses zu verleben?"

„Warum sollte diese Hoffnung nicht in mir Wurzeln fassen können. Läßt nicht jede Lage des Lebens uns ein tiefes Forschen zu? Sie wissen, Herr Regierungsrath, daß ich aus Liebe und Neigung mich dem Dienst von Astraa gewidmet habe. Das Studium der Charaktere der Menschen gehört vor Allem hieher, und daß der uns so freundlich einladende Aufenthalt in Meiritz vollkommene Gelegenheit mir dazu bieten wird, bin ich fest überzeugt,“ sagte mit Feuer der junge Strahl.

„Und welchen Theil wird der Dheim in Ihrem Studium einnehmen, lieber Felix?“ fragte der Regierungsrath, während er sein Auge scharf auf ihn richtete.

Ein flüchtiges Lächeln zeigte sich auf dem blühenden Gesichte des jungen Mannes und er sagte launig: „das kann ich für heute noch nicht bestimmen. Fließt aber in seinem Herzen ähnliches Blut wie das meiner geliebten Mutter, das nur in edleren Regungen schlägt, dann wird er, hat er genau uns erkannt, frei in unsern Verein eintreten,

und sagen: Geld und Gut bereitet uns ein heitres Leben, es schützt vor den Sorgen desselben; aber Liebe, echte Liebe eines treuen Herzens läßt sich nicht damit erkaufen; nehmt den alten Mann freundlich in eurer Mitte auf, und gebt mir an dem Abend meines Lebens das Herrlichste, das von der Hand des höchsten Weltgeistes mir bis dahin versagt wurde: kindliche Liebe in euren Herzen!"

In den Augen des Regierungsrathes konnte man einen feuchten Glanz erblicken; in hoher Bewegung schloß er Felix in seine Arme, und sagte mit Accent: „erhalten Sie, mein Sohn, dieses Gefühl stets warm in Ihrem Herzen, dann wird es auf dem bunten Markt des Lebens nicht erstarren, und Sie werden als ein treuer Diener der Themis in wahrer Zuneigung zu den Menschen, ihrer Rechte sich annehmen.“

(Fortsetzung folgt.)

Pfand und Wette.

Erzählung.

Gin Präsidentin von M. gab zum Beschluß des Carnevals einen Ball, sie hatte sich den letztern vorbehalten, weil er alle vorhergehenden an Pracht übertreffen, und — weißlich berechnet, denn wie klug sind nicht die Kinder der Welt in ihren Berechnungen! — am längsten in den Gedächtnistafeln der Mode verbleiben sollte. Auch war die Tochter zu verheirathen, und zwei Nichten an den Mann zu bringen, der Minister des Innern für ihren Gemahl, und der des Außern für sie selbst zu gewinnen, und was der triftigen Ursachen mehr waren, alles aufzubieten, was dem Gefallen eines tyrannischen Zeitgeistes entsprach, der heute mit blendendem Festschimmer besticht, und morgen Casen und Comptoire hermetisch versiegelt, ohne daß ein Aladdin mit der Zauberlampe erscheint, das Deficit der Rechnungen mit dem Golde zu decken, das der Beschwörer — beschworen hat! Die kluge Präsidentin hatte jedoch nichts arges zu befürchten, hätte sie nur die Gemahlin des General von S.

nicht auch bitten müssen! Denn diese Gräfin besaß eine Tochter — freilich nur ihr Stiefkind — aber so reich, so unabhängig, so bezaubernd, wie alle diejenigen nicht waren, die sie zu versorgen gedachte. Aber ändern ließ sich die Sache nicht; wie hätte man dem gefährlichen Zauber einer der ersten Häuser der Residenz entgehen wollen? wie diese Franziska vernachlässigen, die das Idol der Männer, das Ideal der Frauen, der Neid ihres Gleichen, und ohne daß sie es wußte, einflußreich für alle war? wie hätte irgend eine Assemblée dansante oder ennuyante — nach irgend einem Preis streben können, hätte Franziska's glänzendes Auge, ihr Liebe strahlender Blick, ihr Lächeln voll Geist und Anmuth, ihn nicht ausgeheilt? und was hätten die Männer gesagt, die ohne die herrliche Franziska nirgends Freude, Glanz und Vergnügen zu finden, entschlossen waren, da jeder von ihnen eine andre gute Eigenschaft des schönen Mädchens anzubeten hatte. Der — oder vielmehr die — denn hier galt das Uebergewicht der Waage! — Pluto's Schätze, und jener die Holdseligkeit der Charis. Kurz Franziska mußte dabei sein und — ihre Mutter sagte zu.

Jetzt schlug die späte Stunde des Abends — acht Uhr, bei der sonst unsere deutschen Vorfahren an das Gebetbuch und an den Bettzipfel, nach eingenommener Bier- oder Milchsuppe dachten; das Hotel strahlte in Licht verbreitendem Glanze, die Thürflügel waren gasflich aufgethan, und von außen beleuchteten hohe Kienfeuer in den ausgestellten Opferbecken die anrasselnden Equipagen und die leichte Last ihrer Sylphiden und Duennen. Das Parterre war mit köstlichen Teppichen belegt, auf denen ein ganzer Garten den wandelnden Fuß umblühte, dessen Blumen in orientalischen Farbenüberfluß prangten; hohe Südgewächse mit buntem Lampenlicht überglänzt, zogen sich zu beiden Seiten der breiten, eben so kostbar bedeckten Stiegen hinauf, und leicht wie eine Elfe, die unter den Glocken einer Frühlingshyazinthe erscheint, hüpfte Franziska der schwer voranschreitenden Mutter nach, einen freundlichen Blick auf diese vielversprechende Umgebung werfend. Eben stieg die Generalin bei einem sehr dichten hohen Oleanderbaum vorbei, als — gleich einem den Gräbern entflohenen Gespenst, eine Frau, bleicher, als die weißen sie halb verhül-

lenden Blüthen und mit dem Gepräge der Dürftigkeit angethan, ihr die abgekehrte Hand mit den Worten entgegen hielt: „um Gotteswillen, Ewr. Excellenz! — eine Kleinigkeit!“ —

Erschrocken fuhr die Dame zurück, und mit dem Ausdruck des größten Unwillens sagte sie: „wie? — auch hier eine Bettelei!“

„Ach, Excellenz!“ wehlagte die Arme nothgedrungen! — „mein Kind liegt krank — die Pocken.“

„Lieber gar die Pest!“ — schalt die Dame, hielt das von Essenzen durchdünstete Battisttuch vor und eilte, sich anstrengend vorüber, ihrer Tochter im flüchtigen Umsehen einen strengen Blick zuwerfend mit den Worten: „depêche toi, ma chère!“ die sie eiligst herausstieß.

Allein die holde Franziska, um mit ihrer Mutter zu reden, depechirte sich nicht, sie zeigte ihr das niedlich beschuhte Füßchen auf der Stiege ruhend, zu dem sie sich gebückt hatte, scheinbar das weiße Atlaschleifchen daran zu befestigen; statt dessen aber häkelte sie schnell eine einzelne achte Perlenchnur, an der ein diamantenes kleines Kreuzchen hin, von ihrem Halse, warf es locker in ihre Hand und es der Armen versthohlen in die ihrige drückend, flüsterte sie eilig: „tragen sie dies zum Hofjuwelier Ehrhold, er soll ihr den Werth dieses Halsbands zahlen und es mit morgen zurückbringen, er kennt es schon!“

Und nun eilte sie mit leichter Sohle der Mutter nach, die nichts von dem allen bemerkt hatte.

Der Frau war es jetzt nicht anders, wie einer erlösten Seele sein mag, der unter den Bäumen des Paradieses der Engel des Lebens erschienen ist. Sphärenklang waren seine Worte, Trostesbalsam der von ihm ausgehende Blüthenduft; sie blickte mit feuchten Augen aufwärts und schlich sich hinter dem grünen Versteck des laubigten Ganges unbenutzt zur Thür hinaus, in die sie auf eben diese Art, von mütterlicher Angst und höchstem Bedarf getrieben, sich eingeschlichen hatte, jetzt in hellen Dankeszähren überströmend. Franziska's erfinderrische Nächstenliebe hatte schon oft ähnliche Aushülfsmittel gewählt, um den Mangel des Geldes zu ersetzen, das sie nach der Sitte der Zeit nicht bei sich tragen durfte, da diese ihr nichts in den Händen ließ als ein Tuch und höchstens einen Fächer.

Seitdem die Göttin Mode das gewichtige Schlüsselbund von dem Gürtel der Hausfrau, das in vorigen Jahrhunderten ihre Ehre war, in Bann gethan und die ersprießlichen Taschen, Beutel und alle sonstige Geldbehälter von den Enkelinnen hinweg genommen hat, scheinen unsere reich geschmücktesten Damen alle das unfreiwillige Gelübde der Armuth abgelegt zu haben, denn sie sind wirklich keines Hellers mehr mächtig; vergebens lockt sie irgend eine anmuthige Kleinigkeit, vergebens bei Tantals Durst ein käuflicher Trank oder Apfel, vergebens — was noch schlimmer ist! fleht das nasse Auge des Armen zu ihnen, streckt ihnen ein zitternder Invalide den Hut entgegen, lallt die bitrende Waise zu ihnen empor! sie haben nichts bei sich; doch was thut's, daß man sich in so enge Schranken gepreßt und um die süßen Früchte augenblicklicher Wohlthätigkeit gebracht sieht, die Dame kann ja dem helfenden Cicisbeo verpflichtet werden, der mit allem, was sie begehrt, herbei zu eilen bemüht ist, und ihr so die tantalische Pein freilich erspart, da hinwiederum unsre Ahnfrauen die kleine Tücke der Selbstständigkeit und des Gefühls hatten, höchstens nur ihrem Gatten schuldig zu sein, und für den Armen giebt es ja Kassen, Gott sei Dank, und Kassenvorsteher, die sich nicht allzulasten für die Hauptbedürftenden halten; was thut's, sag ich, wenn wir auch die Thräne des Dankes nicht selbst hervor rufen und die Stimme des beglückten Armen, die uns einst vor dem Richterstuhl Gottes noch Segen bringen soll, auch nicht selbst mehr hören. Das edle Herz, das unter Franziska's reizender Brust schlug, hatte schon oft mit den Kleinigkeiten eine Aushülfe erschaffen, die sie um sich trug, und stets war es der wackere Greis Ehrhold, der diese Pfänder des reinsten Zartgefühls einlöste und ihr wieder zurückbrachte, denn er kannte die junge Dame von der Wiege an, und war schon der Geschäftsträger ihrer früh verstorbenen Mutter gewesen; vor seinen Augen war die Fülle dieser Vollkommenheiten erblüht, und als Frau und Tochter vor ihm ins Grab sanken, hing seine Seele nur noch an Franziska, deren mitleidige Thräne an seinen geliebten Gräbern ihm mehr war, als alle funkelnden Juwelen seines Gewölbes; er war stolz auf das ehrende Vertrauen des Engels, den er wahrhaft als einen solchen kennen gelernt hatte,

und so wußte auch jetzt Franziska, daß sie eine sichere Assignation gegeben hatte.

Mit dem Entzücken der guten That im Herzen, das Auge in den Sonnenstrahlen der höchsten Menschenwonne blühend, um den rosigen Mund das weiche Lächeln der Huld — so trat Franziska, überirdisch schön, in den Saal. Blicke und Herzen flogen nach ihr hin, und die Schaar kindlicher Amoretten schien aus jedem Rosenstrauß ihres leichten Gewandes zu lauschen; freien Herzens flog sie dahin, durch Grazie und Anstand ausgezeichnet, ein unverfälschtes Gepräge ihres Schöpfers. Unter allen die ihr huldigten, überboten sich zwei Brüder, reiche polnische Fremdlinge, die wir hier Fedor und Ignaz nennen wollen und nach denen die sorgsam ausschauenden Mütter vergebens für ihre Küchlein den ganzen Winter die Angeln ausgeworfen, und sich in Dinern, Soupers, Bällen und Picnicks zu übertreffen versucht hatten; jetzt sah man, wie die beiden glänzenden Goldfische in Franziska's Rosennezen fest lagen, die ihrer eben so wenig zu achten schien, als aller übrigen, wiewohl ihre Stiefmutter sich des Triumphs vorzüglich über die Präsidentin ziemlich sichtbar erfreute, und niemand zog mehr in Zweifel, daß einer der beiden fremden Grafen, welcher? wußte man nicht zu bestimmen, im Kurzen diese gefährliche Franziska heimführen und wenigstens andern einen unbeschränkten Spielraum verstatten werde. Wer aber von dem allen nichts wissen wollte und wußte, war das kleine eigensinnige Herz, dem man so lebhaft nachstellte, es schlug so ruhig wie immer und seine Freude war lauter wie die Quelle des Paradieses, das unter Blumen hervorging. So unbesangen wie sie gekommen war, ging sie nach Hause, und froh des Ballstaats bald entledigt zu sein, sank sie in die Arme des höchst ruhigen gesunden Schlafes, der seine Fittige gern über die Unschuld breitet. Spät, aber gleich der duftenden Rose, die der krystallene Thautropfen erfrischt hat, wenn sie die Schwüle der heißen Stunden auch drückte, erhob sich Franziska von ihrem Lager und hüllte sich in ein kunstloses Morgengewand. Die Uhr in ihrem Zimmer schlug elf. Franziska schüttelte die Goldwellen der aufgelösten Flechten und Locken, die ihr jetzt gleich einem glänzenden Mantel über die schlanken Schultern flossen und setzte sich zum Frühstück, etwas verdrießlich von

den Nachwehen des überstandenen Taumels angehaucht, wie das reinste Gold auch wohl in einer mephitischen Luft anzulaufen pflegt; da klopfte es leise an ihrer Thür und Ehrhold, der Hofjuwelier steckte den Silberkopf durch die offene Spalte.

„Ach, mein lieber, lieber Ehrhold!“ rief Franziska auf einmal ganz wieder sich selbst, und flog ihm entgegen, „guten Morgen!“

„Den gebe Ihnen Gott, meine holdselige Gräfin!“ lächelte der Alte, „bei unser einem ist's bald Mittag! — ich bringe ihnen“ —

„Ach ja,“ scherzte Franziska, „mein Pfand! — nun, was soll das Pfand thun, was Sie in Ihrer Hand haben?“

„Fürs erste: soll man mich anhören! ich bringe Ihnen den Dank und den Segen einer freudigen Mutter.“ —

„Das arme Kind hatte die Pocken!“ fiel ihm Franziska ins Wort.

„Ein Kind? — ja, das Kind seiner Mutter! übrigens schon ein Jüngling, ein wahrer Jüngling von Rain, und sie auch eine Wittwe. Wie der Erlöser weckte ihn Ihre Huld vom Tode und giebt ihn der Mutter wieder, dessen einziger Sohn er ist, wie jener.“

„O still Väterchen?“ und eine schöne Bluth übergieß ihre Wange, „wird es wirklich besser mit ihm?“

„Durch den Lebensengel, den Sie ihm sendeten! die Mutter, der ich augenblicklich zahlte, was mir Ihr Befehl anwies, eilte zum Arzt, holte Mittel, schaffte Linderung und die Besinnung ist ihm zurückgekehrt, der Arzt spricht, daß er gerettet sei und die Beglückte segnet ihre Retterin.“

„Es freut mich,“ sagte Franziska, „wohl glaubte ich die Verhältnisse dringend, und pries mich glücklich, einen Freund zu haben, wie meinen guten Ehrhold, denn ohne diesen hätte ja mein guter Wille nichts geholfen. Sie erhalten von mir Väterchen?“

„Ist schon in Rechnung gebracht,“ lächelte der Graukopf, „lassen Sie die Linke nicht wissen, was die Rechte that, und wird sich schon finden. Hier ist das Schnürchen zurück!“

Franziska nahm und knüpfte es um den Lichthals: „es wird mir jetzt erst theuer sein!“ sagte sie.

Eine eintretende Kammerfrau, die mit dem Auftrag der Gräfin gesendet war, sie zu benachrichtigen, daß sie Toilette machen solle, weil Fremde zur Tafel kämen, störte diese Unterhaltung, und Ehrhold benutzte diesen Umstand, sich still zu entfernen.

Strahlend, in frisch erblühter Schönheit trat Franziska in den Speisesaal, wo sie außer den Hausfreunden und den beiden Grafen, ihren Anbetern, einen Fremden fand. Er ließ sich ihr als einen Kurländer vorstellen, Namens Baron Well, und die Gräfin bemerkte, daß er ihren verstorbenen Vater als seinen vorigen Eskadronchef genannt habe.

Eine schöne Rührung verbreitete sich auf Franziska's Züge, als sie ihren Vater erwähnen hörte, und ihr strahlendes blaues Auge senkte sich, eine Thräne verhüllend, die gleich dem krystallinen Tropfen des Morgenthaues an der schlummernden Blume in den langen seidnen Wimpern zitterte: „Sie finden ihn leider nicht mehr, Herr Baron!“ sprach sie so bewegt, daß man es an der bebenden Stimme hörte, wie tief ihr noch jetzt diese Trennung zu Herzen ging.

„Ich verliere dadurch viel!“ versetzte der Fremde, „aber ein so reines Todtenopfer zu sehen, ist der schönste Trost am Grabe der Vorzüglichkeit.“

„Lassen wir die Todten ruhen!“ fiel hier die Wittve verweisend ein. Franziska, ma chère, Du könntest uns, bis die Tafel völlig bereitet sein wird, wohl mit ein wenig Harfenspiel zerstreuen.“

Franziska neigte sich bejahend, ob es ihr gleich nicht angenehm war, in der heiligen Stimmung die Harfe zu ergreifen, in der sie als Meisterin ihre Gefühle auszusprechen pflegte, aber sie nahm das goldbesaitete Instrument, das ihr einer der Grafen geschäftig zutrug, ohne Gegentede an und durchlief mit Künstlerkraft die Seiten, bald aber vergaß sie, daß sie nicht allein war, und überließ sich dem Erguß ihrer Empfindungen in einem schwermüthig süßen Phantasienspiel, zu dem sie endlich mit ihrer bezaubernden Stimme das schöne Lied von Bürger anstimmte:

Mit dem naßgeweinten Schleier
 Lösch' ich meine Thränen aus,
 Und mein Auge schauet freier
 Ueber Welt und Grab hinaus!
 Geist erhabner Prophezeihung,
 Gottes Geist erleuchtet mich:
 Lebensodem zur Erneuerung
 Kommt gewiß auch über mich! —

„Ma chère que faites vous donc?“ unterbrach sie die Gräfin, „wir wollen ja hier wahrhaftig kein Requiem halten; en verité,“ sagte sie sich vertraulich zu dem Grafen Ignaz hinneigend, der ihr zunächst stand, „elle est quelque fois trop sensible.“

„Abandon du coeur!“ flüsterte der junge Fant, „mais par Dieu! elle est toujours divine.“

Graf Fedor beeilte sich jetzt, die verstummte Harfe fort zu tragen, und mit Blicken voll Seele sprach der Fremde, ein ausgezeichnet schöner und edler Mann in jugendlichem Alter: „wie mich dünkt, gnädige Gräfin, so sprechen sie hier eine Sprache aus andern Welten, die zu verstehen man ein Herz haben muß.“

Franziska's Wangen färbten sich mit hoher Gluth, fast unwillkürlich erhob sie den Blick, und als sie das leuchtende Auge des Fremden, den weichen Zug des Gefühls um seine Lippen erblickte, sagte sie sanft: „sollte das bei allen der Fall gewesen sein.“ Und schnell die Antwort vermeidend, wandte sie sich zu Fedor und zwang sich, ein heiteres Gespräch von dem gestrigen Ball anzuknüpfen, das sie bald allgemein zu machen verstand.

Baron Well bedauerte zu spät angekommen zu sein, um der Präsidentin aufzuwarten und an dem glänzenden Abend in ihrem Hause Theil nehmen zu können; „indess war“ setzte er mit leichter Anmuth hinzu, „dieser Abend nicht ganz ohne Anmuth für mich. Mir war sehr unerwartet die Freude beschieden, einen mir sehr theuren Freund und zwar in einer Lage wiederzufinden, wo ich ihm glücklicher Weise nützlich werden konnte; und ich wollte die größte Wette eingehen, daß Niemand errathen wird, wodurch ich ihn wieder fand.“

„Eine Wette! c'est charmant!“ rief Graf Fedor, „ich parire 60 Louis, daß ich es errathe!“ —

„Ich würde nicht um Geld wetten, Herr Graf!“ sagte Baron Well mit einem fast verächtlichen Blick, „und nur — mit einer Dame; zum Beispiel mit Ihnen, gnädige Comtesse, wollten Sie sich anders dem Scherz hingeben.“

„Was in aller Welt könnte ich einsehen?“ lachte Franziska.

„Jrgend eine, durch Sie geheiligte Kleinigkeit,“ antwortete Well, „vielleicht — dieses schöne Collier, gegen — meinen Ring!“ Er legte einen

prächtigen Solitair auf den Teller und überreichte ihn zum Ansehen."

"Sehen Sie etwas geringeres ein, Herr Baron!" lächelte Franziska, "denn Sie müssen wissen, daß ich ziemlich glücklich im Rathen bin, so dürft' ich leicht die Wette gewinnen; und eigennützig kann ich unmöglich handeln. Kann so die Wette bestehen?"

"Warum nicht, Comtesse. Sie sehen Ihr Collier, ich — da Sie den Ring nicht wollen — dieses goldene Etui! wir wetten, wenn Sie es so zufrieden sind, und diese Herren sind Zeugen."

"Sehr gern; ob ich gleich einigen Werth auf diese Perlen lege," sprach Franziska lachend.

"So gilt's! jetzt rathen Sie, meine Gnädige. Wodurch fand ich meinen Freund?" —

"Sie besuchten einen öffentlichen Spaziergang?"

"Fiel mir nicht ein, denn es goß wie mit Kannen."

"Sie gingen ins Theater? ins Kaffehaus? zu ihrem Banquier? zu einem Geschäftsträger?"

"Halt! und was ereignete sich da?" —

"Sie fanden Bekannte — vielleicht auch Unbekannte? — ein Zeitungsblatt? — einen Brief? — eine Nachricht? so fanden sie was sie nicht erwarteten hatten."

"Ja freilich! aber durch was?"

"Ich fürchte, daß ich meine Wette verlieren werde, denn das Fragespiel würde für einen Scherz zu langweilig werden."

"So geben Sie sich verloren, gnädige Comtesse, und gewiß Sie werden es, wenn ich's Ihnen jetzt sage: ich fand meinen Freund — durch das Collier einer jungen Dame — was sag ich? eines Engels, dessen Wohlthätigkeit dem Bedürftigen, dem Kranken dadurch das Leben rettete, und mir, durch den glücklichsten Zufall zum Wegweiser diente."

Franziska erblaßte, um im Augenblick darauf in Flammen aufzuglühen, Auroren vergleichbar, deren Purpurglanz auch nach bleichem Schimmer aufstrahlt, mit kaum hörbarer Stimme sagte sie: "das konnte ich freilich nicht errathen!"

"Expliquez vous plus clairement!" rief Ignaz, mit dem Stuhl balancirend, "avez vous vu la jeune dame?"

"Ja ich sah sie — aber in Gesellschaft von Gecken und Thoren, die sie umschwärmten, wo mir

es unmöglich war, die Sprache eines dankbaren Gefühls mit ihr zu reden. Aber — ich hätte sie erkannt unter tausenden — in der schönen Form — die schöne Seele, und mein Herz hat gefunden, was es in dieser Welt nicht zu finden glaubte! — jetzt, gnädige Comtesse!" setzte er aufstehend hinzu, "erlauben Sie, daß ich meinen Gewinn reclamire!"

Er nahte Franziska's Stuhl, die mit einem leisen Zittern kämpfte, so zu Muth war ihr noch nie gewesen, aber sie faßte sich, machte das Halsband los und legte es mit vieler Anmuth, aber schweigend, in seine Hand, er empfing es, indem er die Thüre mit einer Empfindung an seine Lippen drückte, die Niemand bemerken konnte, als Franziska.

Sehr gestört kam sie in ihr Zimmer zurück. Daß Ehrhold sie an den interessanten Fremden verrathen hatte, war ihr klar, aber sie konnte ihm nicht zürnen; sie schickte bloß zu ihm, er war aber verreist und auch der Baron — die Mutter nannte ihn einen Gauner — zu ihrem bitteren Verdruß, ließ sich nicht weiter sehen.

Einige Zeit darauf trat die Gräfin mit einem strahlenden Gesicht bei Franziska ein, die gar nicht wußte, was ihr widerfahren sei. "Du bist ein Glückskind!" begann sie, "lies diesen Brief, je tombe des nues — ich sage Dir, gib den beiden Grafen den Laufpaß, das kommt immer besser; Prinz Adolph v... der Sohn des Herzogs v..., der früher unter Deinem Vater seinen ersten Feldzug gemacht hat — er bietet Dir seine Hand."

"Mir!" sprach Franziska erschrocken, "ich kenne ihn ja gar nicht!"

"Muß man denn einen Prinzen kennen, um ihn zu lieben! aber ich weiß schon, vous êtes tout à fait romanesque! ich hab's wohl gemerkt, der Abenteuerer, Aventurier, der Dir das Collier vom Halse schwagte, der — ja der hatte Deinen Beifall. — Aber bedenke — bedenke — ein Prinz, ce-la ne vient pas tous les jours! darum bitte ich Dich, sei vernünftig, er kann ja wahrhaftig alle Tage bei uns eintreffen."

Sie eilte fort, ihre Anstalten zu treffen, und Franziska blieb in Thränen zurück; immer deutlicher ward ihr, was sie empfand, und ob sie gleich nicht genau wissen wollte warum — so entschloß sie sich doch insgeheim, den Brief des unbekanntenen Fürstensohns mit einer niedlich geslochtenen Resolu-

tion zu beantworten; der Brief war fort, und ihr eine Centnerlast vom Herzen! denn nun kam er doch gewiß nicht, nach dem die Gräfin alle Tage ungeduldig ausschaute.

Aber eines Abends — es war um die Zeit der Rosen, saß Franziska einsam in der blühenden Gartenlaube, über dem Haupt die duftenden Kränze des Frühlings, und rings um sich her den magischen Schimmer des Vollmonds; sie konnte sich nicht helfen, sie mußte an Well denken und endlich flüsterte ihr sogar der Name Well über die Lippen, wie der Zephyr oben durch die weichen Blätter; da rauschte es hinter ihr — ein Mann lag zu ihren Füßen. „Nicht Well — der glückliche Adolph,“ rief er, und Wells bekannte, unvergeßne Züge waren vor ihren Augen, auf seiner Brust aber spiegelte sich der Mondesstrahl in einem blitzenden

Stern. Sie wollte aufspringen — sie glaubte zu träumen — ja sie qualte sich wie in der Pein des Nichterwachens, da stand der junge Held wie des Sieges sicher vor ihr, hielt das Perlenhalsband im Lichtstrahl und rief: „was soll das Pfand thun, das ich in meiner Hand habe!“ Da sank Franziska in seine Arme.

Der Kranke, den sie rettete durch jenen raschen Wohlthätigkeitsinn ihres Herzens, war Prinz Adolphs Milchbruder; durch den Bericht Ehrholds, zu dem ihn Geschäfte brachten und durch seine Amme überzeugte er sich von Franziska's Vortrefflichkeit, er sah, er liebte sie, und bald führte er sie auf die erhabene Stelle, wo es ihr süßestes Geschäft war — die Thränen der leidenden Menschheit zu trocknen.

L u t h e r

an seine lieben deutschen Landsleute.

(Fortsetzung.)

Es war des Papstes Plan gescheitert,
Und emsig forschend hatte sich
Jetzt meine Kenntniß auch erweitert*);

*) Die Schrift des Lorenz Balla — über die vermeinte Schenkung Kaiser Constantin's, die damals Ulrich von Hutten wieder hatte drucken lassen, trug viel dazu bei, Luther's Ansichten zu bestätigen. Luther griff daher mit großem Ernst und feurigem Eifer 1520 des Papstes Hoheit, dessen despotische Gewalt an, die er mit seinem Bann ausgeübt, die Klostergelübde, den ehelosen Stand der Priester und die Winkelmessern. In seinem Buche: „von der christlichen Freiheit,“ das er an den Paps Leo richtete, that er aus dem Worte Gottes dar, daß man zwar der Obrigkeit und weltlichen Ordnung, so nach der Vernunft über Land und Leute, Leib und Gut gestellt sei, Gehorsam leisten müsse um des Herrn Jesu Christi willen, welcher die weltliche Obrigkeit mit seinem Ausspruche bestätigt und Gehorsam geleistet habe. Aber über solche leibliche Unterthänigkeit sei der innere und neue Mensch, der in der heiligen Taufe wiedergeboren und zum Reiche Gottes angenommen sei, ein ungebundener, freier Mensch, dessen Seele und Geist keine menschliche Ordnung wider Gottes Gebot verstricken könne. Denn Christus, der die an ihn Glaubenden von Tod und Sünde frei mache, befreie auch die getauften und gläubigen Herzen und Geister, daß man keiner menschlichen Sagung, wodurch man Gottesdienst und Glaubens-Artikel stifte und der Seele zum ewigen Leben helfen wolle, zu gehorchen schuldig sei; denn wie ein Glied des weltlichen Reichs schwört und huldigt seiner Obrigkeit und ihren weltlichen Ordnungen und Gesetzen, so gelobe

Des Papstes falscher Nimbus wich,
Sich mit Unfehlbarkeit zu brüsten,
Sei Blasphemie und unerlaubt;
Nur Jesus Christus sei das Haupt,
Das einzige von allen Christen;
Er für erspriesslicher jetzt glaubt,
Nachgieb'ger sich mir zu erweisen,
Und ein geschmeid'ger Kämmerling*)
Von ihm den Auftrag jetzt empfing,
Zu meinem Landesherrn zu reisen,
Im Namen seiner Heiligkeit,
Als ein unschätzbar Ehrenzeichen
Die gold'ne Ros' ihm darzureichen,
Zu einem Kleinod sondergleichen
Vom heil'gen Vater eingeweiht.
Der Paps, als eine Kleinigkeit,
Verlangte nur für diese Spende,
Daß man dafür nach Rom mich sende,
Wo man zur Sühne sehr bereit,
Und sollte man Bedenken tragen,
Mich doch voll Unbarmherzigkeit
Gleich in die weite Welt zu jagen.
Der Fürst durchschaut die Hinterlist,
Er trägt hochherziges Bedenken,
Gehör dem Römerling zu schenken,

jeder Täufling in Glaubenssachen allein den Worten Gottes zu gehorchen. Daher auf die christliche Freiheit, daß ein getauftes Glied der Gemeinde Christi keiner menschlichen Ordnung, welche wider das erhabene Wort Gottes strebe, Gehorsam schuldig sei.

*) v. Miltiz.

Versaget es sogar ihm ist,
 Die Hof, womit er angekommen,
 Demüthig ihm zu reichen dar,
 Sie wird kalfinnig mittelbar,
 Als unbedeutend, angenommen.
 Gewährt ward ihm nur eine Gunst,
 Mit mir durst' er sich unterhalten,
 Um seine Sykophanten-Kunst,
 In Rom erlernet, zu entfalten*)
 Doch sie zerstäubte bald in Dunst.
 „Warum beschränket man mein Walten?“
 Sprach ich: „es wäre sicher bald
 Wie früher manches Lied verhallt;
 Die Menge wird des Alten müde,
 Gern will ich Alles leiden, thun,
 Von ganzem Herzen wünsch' ich Friede,
 Läßt die Zerwürfnisse man ruh'n.
 Wird' ich durch Zwang nicht fortgerissen
 Zum Kampf gerüstet aufzustehn,
 Ein Widerruf wird nie gescheh'n,
 Denn das verbeut mir mein Gewissen.“
 Daß es mein ernster Vorsatz war,
 Der Abgesandten Wunsch und Willen,
 So viel mir's möglich, zu erfüllen,
 Bot ich die Hand zur Sühne dar,
 Schrieb einen Brief nach Rom sogar,
 Allein dort ging in taube Ohren,
 Was ich aus Ueberzeugung bat,
 Durch Widerspenstigkeit verloren,
 Es war in des Allmächt'gen Rath
 Ein reines Christenthum beschlossen,
 Und die von mir gestreute Saat
 Schon weit umher emporgesprossen.

Aus Baiern, wo die Finsterniß
 Der Wahrheit lichten Glanz umhüllte,
 Ein Doctor Eck sich hören ließ,
 Mit großer Hefigkeit er brüllte,
 Und er sogar nach Leipzig kam,
 Vertheidigend den Ablaßkram.
 Heraus mich fordernd keck zum Streite,
 Er war des Sieges so gewiß,
 Daß er mir sicheres Geleite,
 Vertrauend sich, ausfert'gen ließ.
 Denn seines Sieg's er sich schon freute.
 Ich, mit der Bibel in der Hand,
 That muthig den Sophistereien
 Des knecht'schen Römlings Widerstand,
 So daß bei Priestern und bei Laien,
 Ich freudige Zustimmung fand,
 Und diesen Heuchler überwand.
 Der Streit mich immer weiter führte
 Und ich, gereizt durch diesen Eck,
 Nun auch noch manchen faulen Fleck
 Dreist mit der Wahrheit Fonds berührte.

*) Zu Altenburg.

Leo gerieth darauf in Wuth,
 Und er des innern Ingrimms Gluth
 Zur lichterlohen Flammen schürte.
 Die frühere Besinnung wich,
 In einer Bulle fürchterlich
 Wollt' er mein Haupt, gleich Donnerwettern,
 Vom Vatikan herab, zerschmettern.
 Der Bulle Fluch, umhergesandt,
 Kam bald auch in das deutsche Land,
 Der schändlichste von allen Spöttern
 Der Religion ward ich genannt,
 Es ward, als einem Höllebrand,
 Und Gotteslästerer, mein Leben
 Des Mordgesindels blut'ger Hand,
 Ablaß versprechend, Preis gegeben;
 Ein frommes Werk ward es genannt.
 Man sammelte schon dürre Reiser,
 Zu bau'n mir ein Auto-da-té,
 Da bat ich schriftlich Karl, den Kaiser,
 Daß solcher Frevel nicht gescheh',
 Bevor man mich nicht noch gehöret,
 Und streng geprüft, was ich gelehret,
 Mich zu befrei'n von solchem Bann,
 Den ein rachsüchtiger Tyrann
 Geschleudert, um mich zu vernichten,
 Und trug auf ein Concilium an,
 Ein christliches, um mich zu richten*.)
 Des Papstes Bannstrahl ihm mißlang,
 Mir ward kein Haar des Hauptes versehret,
 Da er beim Fürsten darauf drang,
 Daß er, was ich gedruckt, gelehret,
 Den Flammen, als ruchlos, zu weih'n,
 Mich selbst in öde Kerkerwände
 Zu sperr'n, dann mich zur Folterpein
 Und Flammentod nach Rom zu senden**);
 Der Kurfürst aber wollte nicht
 So seinen edlen Namen schänden,
 Zu seinem frommen Herzen spricht —
 Was ich gelehret — der Wahrheit Licht
 Gestählt hat's ihn, sein Herz geläutert.
 Die Forderung des Papstes scheitert.
 Jetzt wenden seine Schergen sich
 An Kaiser Karl, um meine Lehren
 Durch Schwert und Feuer zu zerstören,
 Doch will er, menschlich schonend mich,
 Von solcher Grausamkeit nichts hören.
 Ich werde, sprach er, freundschaftlich
 Mich deshalb wenden an den Vetter,
 In Sachsen, so wird hoffentlich

*) Er bat: diese frühere Appellation auf ein freies und christliches Concilium wiederholen und mit einer angehefteten Schrift an alle weltliche Obrigkeit vornehmen zu dürfen.

**) Morinus und Alexander hießen die Abgesandten des Papstes, die in diesem Auftrage mit Vollmacht versehen nach Eöln kamen.

Besänftiget das stürm'sche Wetter. *)
 Aus Herrschsucht und aus Eigennuz,
 Auch wohl aus niederträchtigem Schmeicheln,
 Um sich des heil'gen Vaters Schutz
 Durch Fanatismus zu erbrucheln,
 Verbrannte meine Schriften man,
 Um sie als freche Ketzereien
 In Rauch und Asche zu zerstreuen,
 Löwen, nicht zögernd, schnell begann,
 Ein Denkmal sich damit zu stiften,
 Bald zündeten dann meine Schriften
 Auch andere Hochschulen an.

Solch eine Ehre zu vergelten,
 War ich im Augenblick bereit,
 Man konnte der Undankbarkeit
 Mich zeihen und darüber schelten.
 In Wittenberg vor'm Elsterthor,
 Ging nun die Bull', die mich verdamnte,
 In Flammen lichterloh empor,
 Und manch Gesetz, das Rom entstammte,
 Den Geist zu knechten, lustig flammte,
 Ersonnen nur durch List und Trug
 Mit Gottes Wort in Widerspruch **).
 Was ich gethan, muß ich bekennen,
 War zur Versöhnung nicht gemacht,
 Mich muß' es mehr von Rom noch trennen,
 Mehr ward der Ingrimme angefaßt,
 Es tobten wider mich die Rotten
 Der Römlinge, mit bitt'rem Haß
 Drang man in Karl ohn' Unterlaß,

*) Da diese päpstlichen vornehmen Gensd'armen bei dem Kaiser ihren Zweck verfehlt hatten, so wandten sie sich an Erasmus von Rotterdam, und boten ihm im Namen des Papstes ein großes Bisthum mit den reichsten Einkünften an, wenn er gegen Luther aufstreten und ihn mit seiner gewandten Feder in Schriften widerlegen wollte. Erasmus schlug aber dies Anerbieten mit der Aeußerung ab, ein Büchlein von Luther verbreite mehr Licht, als der ganze Thomas.

***) Am 10. December 1520 ließ Luther vor dem Elsterthor Wittenbergs ein großes Feuer anzünden und warf in solches des Papstes Bulle wider ihn, nebst mehreren päpstlichen schriftlichen Erlässen, und sprach dabei: „weil Du gottlos Buch, den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre Dich das ewige Feuer.“

Am folgenden Tage ermahnte er seine Zuhörer, sie möchten sich vor des römischen Hofes Bücher Zeit Lebens hüten und bei dem Evangelio Jesu Christi beständig in Glauben und gutem Gewissen beharren. Dann zeigte er in einer Schrift die Gründe an, weshalb er dieses gethan. In St. Pauli Zeiten wären, wie in der Apostelgeschichte Kap. 19, V. 19 zu lesen, schon gottlose Bücher verbrannt worden. Als ein getaufter Christ, ein ordentlicher Doctor, der auf die heilige Schrift geschworen und ein berufener Prediger, habe er, aufgefordert durch das Christenthum, Taufgelübde, Doctorat, Eid, Amt und Gewissen, sich verpflichtet gehalten, dahin zu wirken, daß gottlose und ketzische Bücher verbrannt würden, oder doch sie wenigstens anzufechten.

Was ich gelehret, auszurotten,
 Und seine kaiserliche Macht
 Im deutschen Reiche streng zu üben,
 Bis man in Aberglaubens Nacht
 Durch's Schwert gewaltsam die getrieben,
 Die aus dem wüsten Traum erwacht.
 Mein Fürst, dies Unheil zu verhüten,
 Wie würden die Papisten dann
 In seinem Reich blutdürstig wüthen,
 Auf einen milden Ausweg sann.
 Bei'm Kaiser er's für mich gewann,
 Daß ein Gehör mir ward gewähret
 Vor'm Reichstag, wie ich's schon bestand;
 Und ein Geleitsbrief mir gesandt,
 Wie ihn für mich mein Fürst begehret,
 Mit Rom's Treulosigkeit bekannt.
 So zog ich denn gen Worms, und dachte
 An keinen schändlichen Verrath,
 Obgleich mich treuer Freunde Rath
 Und Warnung etwas stutzig machte,
 Der echte Römling und Papist
 Hält für erlaubt, auch sein Versprechen
 Und sein gegebenes Wort zu brechen,
 Wenn's ein verdamnter Ketz' ist.
 Doch überwand ich bald die Zweifel.
 Ich rief: nach Worms zieh' ich hinein,
 Und sollten auch dort so viel Teufel
 Als Ziegel auf den Dächern sein *).
 Ich ward in Worms recht laut empfangen,
 Es war das Volk sehr zahlreich mir,
 Wohl meist aus leerer Neubegier,
 Entgegen, drängend sich, gegangen;
 Der deutsche Hof ward mein Quartier.
 Es zog zu mir nun ein Verlangen,
 Die Grafen, ritterlichen Herrn,
 Die zum Reichstag von nah und fern

*) Diese Warnung war keinesweges ungegründet. Als die Römlinge und Luthers erklärte Widersacher von seinem Erscheinen auf dem Reichstag Kunde erhielten, fürchteten sie, daß sein unerschütterlicher Muth und was er zum Beweise seiner Lehre sagen würde, — sie konnten es sich nicht verhehlen, daß sie nur mit ihren Vorspiegelungen ein arglistiges, eigennütziges Gaukelspiel trieben, um die Menge in Unwissenheit und Aberglauben zu erhalten, um sie desto besser auszubeuten und willkürlich nach ihren lichtscheuen Absichten und versteckten Plänen zu leiten; sie ließen daher auf allen Wegen, die Luther berührte, seine Schriften, als Schmähschriften gegen die Religion, verbrennen und die päpstliche Bulle wieder in Erinnerung bringen. Aber damit begnügten sie sich nicht. Die päpstlichen Gesandten hatten keinen Hehl, schamlos zu erklären: man dürfe einem Ketz' das Geleit nicht halten, und mancher Fürst hatte nichts dawider. Nur der Kurfürst Pfalzgraf Ludwig, da dieser Geleitsbrief auch von ihm unterschrieben war, widersetzte sich dieser schmählichen Wortbrüchigkeit und äußerte: es sei noch in gutem Andenken, daß man dem Johannes Hus nicht das Geleit gehalten, aber die, welche darein gewilligt, hätten auch nachmals wenig Sieg und Glück gehabt. Eine gerechte Strafe des Himmels.

Versammelt sich aus deutschen Gauen,
Um mich, der ohne Furcht und Scheu
Enthüllt die röm'sche Klerisei
Und die arglist'ge Gaukelei
Von seinem Oberhaupt, zu schauen,
Zu sprechen mit mir frank und frei,
Sich zu belehren, zu erbauen*.)
Daß man mich so in Worms empfangen,
War nicht nach meiner Feinde Sinn,

Sie fühlten ein unheimlich Bangen,
Und eilten zu dem Kaiser hin,
Und flehten kriechend, sein Versprechen,
Weil ich ein Keger sei, zu brechen.
Doch sandt' er sie entrüstet fort
Mit finstern Blick, die Stirn in Falten:
„Es muß ein Kaiser treu sein Wort,
„Was man gesagt, das soll man halten“*.)!
(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Van Dyck, der Schüler Rubens. Eines Tages, als Rubens ausgegangen war, um frische Luft zu schöpfen, ging van Dyck mit seinen Mitschülern in das Kabinet ihres Meisters, um zu sehen, wie er arbeite. Da sie sehr nahe an das Bild traten, um es genauer besehen zu können, fiel einer, den ein anderer stieß, auf das Gemälde und wischte dabei den Arm der Magdalena und die Wange und das Kinn der heiligen Jungfrau ab, welche Rubens eben erst gemalt hatte. Die Schüler waren in großer Verlegenheit, und einer von ihnen sagte: „wir müssen, ohne Zeit zu verlieren, Alles wagen. Wir haben ungefähr 3 Stunden; der Fähigste von uns mag versuchen, das Verwischte wieder herzustellen; ich gebe meine Stimme dem van Dyck.“ Alle schenken dieser Wahl ihren Beifall, nur van Dyck zweifelte am Erfolge, nahm aber doch nach vielen Bitten den Pinsel und malte so gut, daß Rubens am andern Tage, als er das Gemälde besah, in Gegenwart seiner ängstlichen Jünglinge sagte: „der Arm und der Kopf da sind besser, als ich sie gestern nach meiner Meinung gemalt habe.“ Dieses Gemälde, eines der schönsten von Rubens, ist eine Kreuzesabnahme und befindet sich gegenwärtig in der Kathedrale zu Antwerpen.

*) Unter den Besuchern befand sich auch der junge Landgraf Philipp von Hessen. Nachdem er mit ihm sich lange über den Gegenstand unterhalten, weshalb Luther nach Worms gekommen, gab er ihm beim Weg-

Verfehlte Spiegelfechtere.

Der Literat D*** zeigt sich impertinent,
Um einen Argwohn zu vermeiden,
Der schwer ihn drückt, denn bescheiden
Gothe, der Dichtersfürst, nur Lumpen nennt;
Ihm seine Larve wenig nützet,
Denn wem er Gift und Galle sprizet,
Die Löwenhaut man bald erkennt. J. F.

Voltaire und sein Nachbar. Voltaire hatte in Ferney einen zänkischen Nachbar, mit dem er häufig prozessiren mußte, und er ärgerte sich deshalb sehr, daß er nicht an das Fenster gehen konnte, ohne die Wohnung jenes Streitsüchtigen zu sehen, welcher Anblick ihm die Freude über die schönste Aussicht verdarb. Er ließ deshalb Bäume pflanzen, um das Haus vor denselben nicht zu sehen, aber die Bäume wuchsen langsam und das Haus war hoch. Da las er einst in einem alten Philosophen und stieß auf die Stelle: „bringe einen Berg zwischen Dir und den Bösen.“ Voltaire bedachte sich nicht lange und ließ zwischen beiden Häusern einen Berg aufwerfen, welcher so hoch war, daß er ihm sogar die Schornsteine des Nachbarhauses verbarg.

gehen die Hand und sie freundlich drückend, sprach er in einem fast wehmüthigen Tone: „habt Ihr Recht Doctor, so helf' Euch Gott!“

*) Die letzte Zeile legte Johannes Matthesius, ein Freund Luthers, dem Kaiser in den Mund.

Anzeige.

Bei Albert Falkenberg u. Comp. in Magdeburg ist erschienen:

Johann Huf,
der Märtyrer von Constanz.

Dichtung von Herm. Daum. Brosch. 1½ Thlr., geb. 1½ Thlr.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.